



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Ann Brashares

Ein Sommer für zwei

Roman

Deutsch von
Michaela Meßner

dtv

Alle Figuren und Vorkommnisse in diesem Buch
sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder
toten Personen wäre rein zufällig.

Ein Familienstammbaum der Familie Thomas/Harrison
findet sich auf Seite 319.



Deutsche Erstausgabe 2018
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2017 by Ann Brashares
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
The whole thing together (Delacorte Press, New York 2017)
© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Veröffentlicht mit Genehmigung von Delacorte Press,
an imprint of Random House Children's Books,
a division of Penguin Random House LLC, New York
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung von Fotos
von Trevillion Images
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Gesetzt aus der Devin Regular 10/14,4
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26195-1

*Mit einem großen Dankeschön meinen lieben Freundinnen
Nancy Easton, Bethany Millard, Janice Meyer und
Elizabeth Schwarz gewidmet, die mir über
viele Meilen und Jahreszeiten hinweg im Central Park
durch diese Geschichte – und all meine anderen –
hindurchgeholfen haben.*

1

Mehr als alles andere war der Duft von Zuhause für ihn der eines jungen Mädchens, das er gar nicht kannte.

Sein Zuhause war nicht das knarrende, dreistöckige Stadthaus in der Carroll Street in Brooklyn, in dem er die meiste Zeit wohnte, sondern dieses große Haus, das an einem Weiher lag, der an der Südgabel von Long Island in den Ozean mündete, in der Nähe einer Siedlung namens Wainscott. Jeden Sommer hatte er dort die Hälfte seiner Ferien verbracht –, und jedes zweite Wochenende seines Lebens.

Ray saß auf dem Boden seines Schlafzimmers inmitten von Bücherstapeln, Kleidern, alten Spielsachen, Decken, Regenzeug, Angelzeug und Sport-Equipment und atmete diesen Duft ein, suchte darin nach etwas von ihr.

Der Duft war altvertraut und nostalgisch, er weckte die Erinnerung an das Glück und die Freiheit des Sommers, der die Natur ins Haus holt. Aber es gab auch einen neuen Duft, der jede zweite Woche aufgefrischt wurde, aufgeladen mit den Duftpartikeln von ihrem neuen Shampoo, einem neuen Kleid, dem glänzenden Zeug, das sie sich auf die Lippen schmierte.

War er so erfüllt davon, dass es fast schon wehtat, stand er auf und legte sich auf sein Bett, dort war ihr Duft immer am stärksten. Er gab ihm ein heimeliges Wohlgefühl, beschwor die nächtliche Vertrautheit herauf. In diesem Bett hatte er

immer die besseren Träume, fast nie Alpträume. In seinem Brooklyner Bett hingegen schon.

Er lag in Shorts und T-Shirt da. Ließ aus Rücksicht seine sandigen, schmutzig-nackten Füße von der Kante baumeln. Normalerweise machte er sich über solche Sachen nie Gedanken.

In diesem Bett zu schlafen war zwar immer noch eine Wonne, aber seit dem letzten Jahr war sein Schlaf unruhig geworden. Auf eine wonnevolle Weise unruhig. Wonnevoll frustrierend. Der Duft hatte neue und außergewöhnliche Aromen, war stimulierend und beruhigend zugleich. Er wusste nicht genau, welche Aromen das waren, nur dass sie seine nächtlichen Gedanken auf eine ungewohnte Art aufwühlten.

»Wie sieht's bei dir aus?«

Er setzte sich auf. Klopfen und ins Zimmer stürmen, das war bei seiner Mutter eins.

»Machst du schon ein Schläfchen?«, fragte sie.

»Nein, ich war gerade dabei ...«

»Hast du den ganzen Schrank ausgemistet?«

Er blickte hinter sich auf den leeren begehbaren Kleiderschrank. »Das meiste. Ich habe versucht, Sashas Sachen so zu lassen, wie sie waren. Aber es ist einiges durcheinandergeraten. Und bei manchen Sachen bin ich mir nicht ganz sicher.«

»Du tätest dich leichter, wenn du Licht hättest«, bemerkte seine Mutter zu Recht.

Er nickte. Die Glühbirne hatte er schon vor zwei Jahren auswechseln wollen. Und noch länger hatte er in dem Raum auch nicht mehr sauber gemacht.

»Wär's das dann für mich?«

Lila sah ihn an. »Ist das dein Ernst? Bisher hast du einfach nur alles auf den Boden geschmissen. Das musst du wieder aufräumen.«

»Deshalb bin ich ja zurück ins Bett.«

Sie band sich ihr Bandana-Tuch wieder um den Kopf. Auf ihrer Hose waren lauter alte Farb- und Lehmflecken. »Du solltest mal die Küche sehen. Du kannst froh sein, dass ich dich nicht darum bitte, mir dabei zu helfen.«

Unwillig stand er auf. »Warum machen wir das eigentlich?«

»Die Idee kam von den Mädchen.«

»Das Haus sieht doch gut aus.«

»Die andere Familie macht das nächste Woche auch.«

»Wir hätten sie besser den Anfang machen lassen sollen.«

»Mach einfach weiter, Ray. Ich habe Müllbeutel und Kisten in den Flur gestellt. Die Sachen, die du aufheben willst, packst du in die Kisten. Wenn du fertig bist, bringst du sie raus in den Abstellraum und stapelst sie *ordentlich* in die Regale.«

Er ging die Regale an den Schlafzimmerwänden durch. Er und Sasha hatten über die Jahre eine unausgesprochene Übereinkunft gehabt, was die Aufteilung der Schubladen, der Regale und des Platzes im Schrank betraf, und unausgesprochene Unstimmigkeiten hatte es auch gegeben.

Fast alle Bücher gehörten ihr. Die gesamte ›Harry-Potter-Reihe stand noch da, zusammen mit ›Die Chroniken von Narnia‹ und ›His Dark Materials‹. Seinen ›Hobbit‹ hatte er neben ihre ›Herr-der-Ringe‹-Reihe gestellt. Er hatte fast alle ihre Bücher gelesen, außer denen, die so richtige Mädchenbücher waren, manchmal gleichzeitig mit ihr. Er hatte sich geärgert, wenn er gerade eines ihrer Bücher las, wie den

letzten ›Harry Potter‹, und sie es dann wieder mit in die Stadt genommen hatte.

Er holte sich einen Wertstoffsack für seine alten Comics und den kunterbunten Haufen aus Schulheften und Papieren. Unter ihnen fand er auch einen ihrer alten Naturwissenschaftstests (91 Prozent richtig) und ihre handgeschriebene Zusammenfassung von ›Wilbur und Charlotte‹. Ihre runde, regelmäßige Schrift konnte man gar nicht mit der Sauklaue verwechseln, die er beim Schreiben mit dem Füller produzierte.

Der Schrank, in dem die Muscheln, das Meerglas, die glatten Steine, die Schachteln mit Eiern und die Haifischzähne aufbewahrt wurden, war ihr gemeinsamer Besitz. Er hätte unmöglich auseinanderklamüsern können, wer was gefunden hatte. Sie waren beide große Strandjäger und Sammler. Und all das gehörte ohnehin der See, oder nicht? Ein paar zerbröselte Korallen schmiss er weg, den Rest ließ er unangetastet.

Um den Schreibtisch brauchte er sich nicht zu kümmern – seit der Mittelstufe hatte er das Ding komplett ihr überlassen, mit Ausnahme einer großen Schublade unten, in der sich alte Jacken und Sweatshirts befanden, die sie beide benutzten. Das bisschen, was er an Klamotten besaß, passte in zwei Regale und auf eine Kleiderstange auf der linken Seite des großen Wandschranks. Der Arzneischrank war zu mindestens neunzig Prozent mit ihren Sachen gefüllt. In Wahrheit besaß er fast keine Toilettenartikel, was größtenteils daran lag, dass er ihr Zeug mitbenutzte. Er war glücklich, wenn er ihr Shampoo benutzen und auf diese Weise ein wenig von ihrem Duft mit sich herumtragen konnte. Zahnpasta oder Zahnseide hatte er schon seit Jahren nicht mehr gekauft.

Es gab haufenweise halb kaputtes oder nutzloses Zeug, das er einfach wegschmeißen konnte. Das Angelzubehör erforderte mehr Zeit. Er musste zugeben, dass es mehr Platz einnahm als nur die eine Schrankhälfte, aber sie durfte es auch benutzen, wenn sie gut darauf aufpasste. Sie hatten auch ein Boogie Board darin, das er noch manchmal herausholte.

Sie auch? Er hatte keine Ahnung. Aber insgeheim hoffte er es. Er hatte sich immer vorgestellt, dass sie diesen Ort liebte, diesen Weiher, diesen Strand, das seltsame Haus, dieses alte Feldbett unter der Dachluke, genau wie er.

Die Surfbretter, die sie in der Garage aufbewahrten.

Obwohl sie im selben (beruhigenden, ruhelosen) Bett schliefen, durch dieselbe Dachluke auf denselben Mond blickten, kannten sie einander nicht. Sie hatten drei gemeinsame ältere Halbschwwestern, Emma, Quinn und Mattie, aber sie waren nicht miteinander verwandt. Sashas Vater war vor langer Zeit einmal mit seiner Mutter verheiratet gewesen.

Er hatte bei den Abschlussfeiern ihrer älteren Geschwister Sashas sehr schmales Gesicht einmal auf der anderen Seite der Radio City Music Hall entdeckt. Er hatte sie noch nie aus der Nähe gesehen, weil ihre Eltern die Choreographie der Sitzverteilung und der anschließenden Feiern selbst in die Hand nahmen, so dass sie nie Notiz voneinander nehmen mussten. Die Geburtstagsfeiern seiner Geschwister verliefen ebenso. Immer getrennt, immer zwei: eine Feier bei seiner Familie, mit hausgemachtem Zucchini-Kuchen und selbst gebastelten Geschenken am Brooklyner Küchentisch, und die mit der anderen Familie, was offenbar gemietete Privaträume in trendigen Restaurants bedeutete, in denen ein normaler Mensch niemals eine Reservierung bekommen

würde. Natürlich war er noch nie auf einer dieser Feiern gewesen.

Im Haus hatte er Bilder von Sasha gesehen, Bilder aus einer Zeit, als sie noch klein gewesen war. Er hielt Ausschau nach neuen, aber er hatte schon lange keine mehr entdeckt. Als er in der achten Klasse gewesen war, hatte er versucht, auf Facebook mit ihr Freundschaft zu schließen, aber sie hatte die Anfrage abgelehnt. Er hatte sich geärgert, hatte es aber respektiert, und am Ende war er erleichtert gewesen. Er wollte sie nicht wirklich so sehen – noch so ein Mädchen im Bikini inmitten eines Pulks von Freundinnen, abgelichtet mit aufblitzenden Zahnsparren oder wie sie auf Paradise Island das Peacezeichen machten oder ähnlichen Kram. Er wollte die Vorstellung lebendig erhalten, dass sie anders war.

In der zehnten Klasse löschte er seinen Facebook-Account, weil er auch andere Leute nicht so sehen wollte. Diese Zurschaustellung von gefaketem Spaß nervte irgendwann. »Du bist so ein Miesmacher«, hatte Mattie zu ihm gesagt. Was nicht ganz stimmte. Auf Snapchat und Rapchat war er genauso oft unterwegs wie seine Freunde.

Er wusste, dass Sasha eine reine Mädchenschule an der Upper East Side besuchte, eine mit Schuluniform. Laut Mattie, dieser Spottliese, waren in Sashas Jahrgangsstufe nur zweiundvierzig Mädchen. Er stellte sich Sasha im Faltenröckchen vor, versuchte aber, das nicht zu oft zu machen.

Ray ging auf eine öffentliche Magnetschule in Fort Green, in Brooklyn. In seiner Stufe waren 1774 Schüler und fast keine Faltenröcke.

Die Welt der Privatschulen von New York City war wie ein Club, wie eine Inselwelt, sich selbst beweihräuchernd und

ziemlich nervig, und Ray gehörte nicht dazu. Seine Schwestern gehörten dazu, weil ihr Vater reich war. Es fühlte sich seltsam an, einer anderen ökonomischen Klasse anzugehören als ein Teil der eigenen Familie.

Daher kannte er Sasha nicht über die üblichen Kanäle. Für ihn war es, als habe er einen älteren und tiefer gehenden Zugang zu ihr. Er hatte mit ihren Spielsachen gespielt, hatte ihre Bücher gelesen, unter ihrer Decke geschlafen, mit ihren Schwestern gekämpft – und er empfand sie als einen Teil von sich. In vielerlei Hinsicht war sie die ideale Freundin: Sie war immer da, sie enttäuschte ihn nie. Sie gab ihm keine Gelegenheit, sie aus oberflächlichen Gründen zu verurteilen.

Als der Schuhstapel an die Reihe kam, begann er die Sachen zu trennen, denn das war es, was seine Familie wirklich draufhatte. Er konnte sich nicht erinnern, welche der durchgelatschten und zu klein gewordenen Flip-Flops nun ihr gehörten oder ihm, daher stopfte er sie fast komplett in den Müllsack. Er hoffte, sie werde es ihm nicht übel nehmen. War er guter Laune, entschied er im Zweifel zu ihren Gunsten. War er schlechter Laune, tat das seiner guten Meinung von ihr manchmal Abbruch. Aber selbst wenn er richtig stinksauer war und am liebsten etwas kaputtgemacht hätte, konnte ihr das nichts anhaben.

Ihre alten Badelatschen. Und seine. Als Kinder hatten sie fast die gleiche Schuhgröße gehabt und sich diese Sachen teilen können, was sie manchmal auch getan hatten. Aber sie hatte oft einen speziellen orthopädischen Schuh getragen, den er nicht anfassen durfte, und das hatte ihm ein unerwartet zärtliches Gefühl für sie eingeflößt. Schon an der Art und Weise, wie sie Jahr um Jahr da im Schrank gestanden hatten, mit ein wenig Extrapolsterung und bereit zum

Hineinschlüpfen, konnte man sich genau vorstellen, mit welcher Haltung sie sie wohl getragen hatte. In den letzten paar Jahren waren seine Füße geradezu explodiert, und ihre waren, soweit er das beurteilen konnte, recht klein geblieben.

Ihre Sneaker – und seine.

Sie teilten alle Dinge untereinander auf. Wie einst von ihren Eltern festgelegt, teilten sie das Haus untereinander auf, das Jahr, die Ferien, das Essen, das Toiletten- und Küchenpapier und die Kosten, alles zu gleichen Teilen – na ja, fast. Streit zwischen den Eltern gab es in fast allen Bereichen: Hausarbeit, Rasenmähen, Pool-Pflege. Was seine Schwestern anging, waren sie sich auch uneins.

Seine eigenen Eltern schienen eine friedliche Ehe zu führen, aber die alte tote Ehe und die erbitterte Scheidung zwischen seiner Mutter Lila und Sashas Vater, dem fast schon mythischen Robert Thomas, formte ihr Leben. Neben ihren drei Töchtern war dieses Haus am Strand das Einzige, das weder Lila noch Robert jemals aufgeben oder untereinander aufteilen würden.

Es war ein unsicherer Waffenstillstand, durchdrungen von dem alten Gift. Während des Schuljahrs fand der Wechsel sonntags um Mitternacht statt, das Haus stand also an fünf Wochentagen leer und konnte sich erholen, konnte die eine Familie vergessen und sich wieder an die andere erinnern. Doch im Sommer war das Haus ständig belegt. Der Wechsel fiel dann auf Sonntag, zwölf Uhr mittags, und schuf diese eine Hexenstunde, in der die Leben zweier Familien aufeinanderprallten und die Wendigkeit des alten Hauses auf eine harte Probe gestellt wurde.

Im Sommer liefen sie Gefahr, der anderen Familie zu begegnen, und es war ein gewisser Nervenkitzel, vielleicht beim

Wegfahren einen Blick auf ihr Auto erhaschen zu können. Jeden zweiten Sonntag stellte Ray sich vor, wie das Haus ein wenig von dieser Familie zurückbehält, ihren Geruch in der Küche, kleine Wellen im Swimmingpool, vielleicht eine Restwärme im Bett. Im Sommer galt die eiserne Regel, dass sie sonntagvormittags das Strandhaus nie später als Viertel nach elf verließen und die anderen nie vor Viertel vor eins ankamen. Sie liefen nie ernsthaft Gefahr, der anderen Familie zu begegnen. Und trotz Rays unausgesprochenen Wunsches geschah es auch nie. Sie führten ein halbes Leben in einer halben Familie, in einem halben Haus, die Hälfte des Jahres. Wenn man beide Seiten zusammenbringen würde, ergäbe es irgendwie ein Ganzes. Aber man brachte nie beide Seiten zusammen.

Im Schrank stand eine ganze Reihe von Schuhen, die klar als Mädchenschuhe zu erkennen waren – flache Riemchensandalen, neuere mit Absatz. Keine gepolsterten orthopädischen mehr. Er stand etwas verwundert vor diesen Erwachsenenenschuhen und versuchte kurz, sich das jetzt schon ältere Mädchen vorzustellen, das sie trug, aber nicht lange, und er fasste sie auch nicht an. Weil sein Schlaf so ruhelos geworden war, war er jetzt vorsichtig damit, seine Zimmernachbarin allzu leibhaftig werden zu lassen.

Brooklyn war sein Haus, ganz und gar seins, und das Zimmer darin gehörte nur ihm allein, trotzdem fühlte er sich dort nie so recht als ein Ganzes.

Er trug die ersten beiden Kisten durch die gläsernen Schiebetüren der Küche hinaus auf den Plattenweg, dann durch den Zaun am Pool bis zum Pool-Haus. Gleich im ersten Raum stand das ganze typische Pool-Equipment – ein Kühlschrankschrank, Regale und Haken für Polster und Handtücher –, der grö-

ßere, fensterlose Raum dahinter diente der Lagerung der Dinge, die nicht so oft benutzt wurden.

Er tastete nach dem Lichtschalter. Er war lange nicht mehr hier gewesen. Es roch nach Gammel und Gerümpel.

Das eingestaubte alte Kinderbett traf ihn wie ein Blitz. Es war seins gewesen, und ihres auch. Es lag noch immer die Plastikdecke darauf, die die Babymatratze vor Erbrochenem schützen sollte. Vor seinem Erbrochenen.

Das Bettchen hatte eine große gemeinsame Geschichte, nur war das keine, die sie zusammen erlebt hatten. Zwei Babys hatten darin geschlafen, waren hinter diesen Gitterstäben zu Menschen herangewachsen. Sie hatten es zu gleichen Teilen benutzt, aber nie zur gleichen Zeit.

Unter dem Kinderbett war altes Spielzeug verstaut. Warum hatten sie das überhaupt aufbewahrt?

Bei genauerem Hinsehen war er froh darüber. Da war eine große Plastikbox voller Legosteine. Einen besonders verregneten Sommer und Herbst lang hatten sie eine Stadt gebaut, nicht wirklich gemeinsam, sondern nacheinander hatten sie Woche um Woche daran weitergebaut, jeder für sich. Er den Flughafen, sie den Zoo. Es hatte zwei Vergnügungsparks gegeben, vier Spielplätze und eine Bücherei, aber keine Schule, wie er sich erinnerte, und überhaupt keine Geschäfte. Als Städteplaner hatten sie auf eine ganz selbstverständliche Weise miteinander harmoniert. Und die Umstände hatten es verboten, dominant oder rechthaberisch zu sein. Er hatte keine andere Wahl gehabt, er musste geduldig sein, musste sie vollkommen gewähren lassen. Er erinnerte sich, wie aufregend es immer gewesen war, im Haus anzukommen, die Treppe hinaufzustoßen, um zu schauen, was sie dazugebaut hatte.

Er hatte diese Stadt geliebt. Hatte einen Tobsuchtsanfall

bekommen, als ein von der anderen Familie gemieteter Putzdienst sie eines Tages kurz vor dem Erntedankfest abgebaut hatte. Würde sie sich noch an ihre Stadt erinnern?

Da waren Bälle und Lichtschwerter mit längst verbrauchten Batterien. In einer anderen Box lagen die Plastiktiere, die sie zum Geburtstag oder zu Weihnachten bekommen und über die Jahre gemeinsam gesammelt und miteinander geteilt hatten. Dann die sandgefüllten Tiere, die sie beide so zärtlich geliebt hatten, und die er als Projektil missbraucht hatte. Das Barbie-Flugzeug, über das er sich vor anderen lustig gemacht hatte, mit dem er aber in dem langen Juli, in dem sie beide die Windpocken gehabt hatten, heimlich ein bisschen gespielt hatte. Er strich mit dem Finger zart über das Gitter des Kinderbettchens, bevor er hinausging.

Einmal, da war er etwa neun oder zehn Jahre alt gewesen, hatte er eine der Decken von ihrem Bett gestohlen und in sein normales Bett in Brooklyn mitgenommen, in der Hoffnung, es werde auch dort seinen Zauber entfalten und böse Träume von ihm fernhalten. Aber am Ende war ihr Duft verblasst und die Decke nur noch ein weiterer trauriger Gegenstand gewesen, der nach ihm selbst roch.

»Um Himmels willen, Quinn, ich habe dich gar nicht gesehen. Du bist ja wie eine Hauselfe.«

Quinn lachte von dem erhöhten Sitzplatz auf dem Schreibtisch zu ihrer Mutter herunter.

»Wie lange sitzt du da schon?«

»Ein paar Minuten. Ich hab dir dabei zugesehen, wie du die Sockenschublade geleert hast.«

Lila zog eine Braue hoch.

»Und dann alles wieder hineingepackt hast.«

»Dann sitzt du schon eine ganze Weile hier.«

Ihre Mutter war nicht besonders gut im Ausmisten, stellte Quinn fest. Sie hatte zwar kein Sammler-Gen, aber ein bestimmter Gegenstand konnte plötzlich alles für sie bedeuten, dann fühlte sie sich sofort überfordert und machte die Schublade wieder zu.

»Was ist mit deinem Zimmer?«

»Damit bin ich fertig.«

»Mit allem?«

»Ich hab ja gar nicht so viele Sachen.«

Ihre Mutter dachte nach. »Stimmt.«

Das wenige, das Quinn besaß, wurde sorgsam von ihr gepflegt. Sie hatte noch dieselbe Größe wie mit vierzehn, das vereinfachte die Sache mit den Kleidern und den Schuhen. Sie machte Lila keinen Vorwurf – Quinn warf auch nicht gern etwas weg. Nicht, wenn es noch zu gebrauchen war.

Mattie ging gern shoppen, Quinn hingegen nicht. Das war noch ein weiterer Grund dafür, dass sie so wenig besaß. In Indoor-Einkaufszentren und großflächigen Kaufhausgiganten fühlte sie sich überfordert und wie ausgedörrt. Mattie hatte sie einmal nach Patchogue ins Target geschleppt, aber Quinn kannte sich gut genug und hatte lieber draußen auf sie gewartet.

An dem Aufräumprojekt wurde viel herumgemeckert, aber Quinn hatte etwas begriffen, von dem die anderen noch keine Ahnung hatten. Emma, ihre älteste und herrischste Schwester, hatte es vorangetrieben, weil sie frisch verliebt war. Emma sah jetzt alles mit neuen und anderen Augen, vermutete Quinn, war aus dem Alltagsstrott herausgerissen. Daher wollte sie, dass alles einen besseren Eindruck machte.

Emma hatte sich noch keinem anvertraut. Quinn wusste nicht, wer der Glückliche war, nur dass die Person wichtig sein musste.

»Warum knöpfst du dir nicht den Hobbyraum vor?«, legte Lila ihr ans Herz.

»Okay, könnt ich machen.«

Grandpa Harrison hatte überall im Haus seinen Stempel hinterlassen, aber nirgends so sehr wie im Hobbyraum. Rundum rustikale Pinienholzwände mit Jagd-Deko und Treibholzstücken, die mit Wickeldraht an den Wänden befestigt waren. In der Ecke eine kleine Bar mit Waschbecken und dem Eiswürfelbereiter aus den Siebzigern, der schon lange kaputt war. Die meisten Regale bogen sich unter schweren Büchern mit Titeln wie ›*Who's Who in America*‹ und dem ›*Social Register*‹ mit der Promi- und Geldadel-Liste.

Quinn spürte in diesem Haus nie die lebendige Gegenwart von Grandpa Harrison. Zum einen, weil er tot war, aber das war nicht der Hauptgrund. Er war ein altmodischer Herr gewesen, den keiner haben wollte und der Bankrott gemacht hatte. Sie kämpften nur mit seinem Plunder, und der war zahm und leicht zu ignorieren, wartete auf bessere Zeiten.

Sie ging zu den Ablageboxen aus Pappkarton in der Ecke hinterm Schreibtisch. Darin wurden die Fotos aufbewahrt, lauter Negative und Abzüge. Sie holte die Umschläge heraus und setzte sich im Schneidersitz mit ihnen auf den Boden.

In der ersten Box waren vor allem Fotos von ihren Großeltern im Country Club, mit den Freunden. Golfen und Cocktailtrinken, das war ganz offensichtlich ihre große Leidenschaft gewesen. Ein paar steife, gestellte Familienfotos waren auch dabei, auf denen die winzig kleine Lila und ihr

noch winzigerer Bruder Malcolm in Sonntagskleidung standen und sich sichtlich unwohl fühlten.

Onkel Malcolm lebte heute in der Wüste von New Mexico, zusammen mit seiner vietnamesischen Frau und ihrem zweijährigen Sohn Milo. Malcolm sagte immer, er könne die Ostküste nicht ausstehen und fahre deshalb so selten wie möglich hin. Sein Porträt mit dem eng geknöpften Hemd, dem dicken wollenen Anzug und den dunklen klobigen Schuhen ließ ahnen, wie es dazu gekommen war.

In der nächsten Box waren Aufnahmen von Quinns eigenen Eltern, von dem kurzen Moment in ihrem Leben, in dem sich ihre Sehnsüchte überschritten hatten. Auf einem der Fotos, aufgenommen auf dem Rasen dieses Hauses, war Lila mit ihren langen blonden Haaren zu sehen, die ihr bis zum Bauchnabel reichten, und der dunkelhäutige Robert als junger Mann in Jeans und T-Shirt. Aber sie blickten in verschiedene Richtungen, wollten verschiedene Dinge. Wenn man genau hinsah, konnte man es auf dem Bild schon erkennen – sie streitbar, er erwartungsvoll. Sie wollte ihn benutzen – seine indische Herkunft –, um gegen ihre Eltern und deren System aufzubegehren. Er hingegen wollte Teil des Systems werden, gegen das er aufbegehren sollte.

Wenige Monate später war Lila schwanger, und sie heirateten, und mit einem Mal begann die nächste Phase ihres Lebens, in der die großen Entscheidungen schon getroffen waren, bevor sie auch nur darüber nachgedacht hatten. Wie vorherzusehen, war Grandpa Harrison schockiert und entsetzt gewesen, dass seine Tochter von einem braunhäutigen jungen Mann, den sie noch nicht einmal vorher geheiratet hatte, mit einem wahrscheinlich braunhäutigen Kind geschwängert worden war.